

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1847

11 (7.2.1847)

Karlsruher Beobachter.



Nr. 11.

Sonntag den 7. Februar

1847.

Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Endlich, sieben Tage nach unserer Einschiffung in der Mündung der Maas, bot sich die hübsche kleine Stadt Harwich mit ihren schmucken Häusern und ihrem mit Fahrzeugen aller Art angefüllten Hafen unseren erfreuten Blicken dar. Der Morgen war frisch und heiter; die Sonne strahlte von dem unbewölkten Himmel so glänzend nieder, als ich es selten in England wahrgenommen. Wir besaßen uns mit der Ausseifung; aber ein Polizeibeamter kam zu uns an Bord und bat uns, noch so lange zu warten, bis wir die Erlaubniß des Alien Office erhalten hätten. Indes schrieben wir an unsere Londoner Freunde und besaßen uns am anderen Tage, nachdem alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, in einem der besten Gasthäuser Londons. Ich muß hier einen Zwischenfall erwähnen, der einen Begriff von der Strenge gibt, mit der die Gränzbewachung ausgeführt wurde. Bei unserer Ankunft in Harwich drang eine Menge von Korrespondenten der vornehmsten Londoner Journale auf uns mit der stürmischen Frage ein, ob wir nicht Neuigkeiten oder fremde Zeitungen mitgebracht hätten? In der That fand einer von meinen beiden Reisegefährten in seiner Tasche ein halbzerstörtes und beschmutztes Bruchstück einer Zeitung, die aber wenigstens drei Wochen alt war; nichtsdestoweniger wurde ihm auf der Stelle für diesen Papiersegen eine bedeutende Summe gezahlt, womit er seine Reisekosten von Harwich nach London decken konnte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts in London widmete ich ausschließlich den Geschäften. Vor allen Dingen begann ich über mein Unternehmen, nach Helgoland zu schiffen, alle nur mögliche Notizen zu sammeln, wozu ich 14 Tage brauchte, ehe ich zu einem wirklichen Resultat gelangte. Dieser Plan war bisher ein Geheimniß für das Publikum geblieben; denn die große Masse der Kaufleute kannte kein Mittel, Waaren nach dem Festlande zu senden. Endlich entdeckten meine Freunde den Unterhändler, der das erste Fahrzeug nach Helgoland expedirt hatte, wovon ich schon in Paris ein paar Worte gehört hatte. Er hatte in diesem Augenblick eine zweite Expedition vorbereitet. Sofort machte ich Einkäufe im Betrage der Summe, über die ich gebieten konnte, und schiffte nach und nach meine Waarentransporte ein. Das Geheimniß war indes bald verschwunden, und alle Welt wollte an dem Unternehmen Theil haben; die Reisegelegenheiten waren jetzt fast täglich geworden; und da ich mich davon überzeugt hatte, daß meine Waaren bereits unterwegs waren, so bestieg auch ich bald ein Schiff und eilte ihnen nach, um ihre Einföhrung auf das Festland zu überwachen. Als ich in Helgoland an-

langte, befanden sich meine ersten Sendungen bereits auf dem Festlande. Alles schien einen glänzenden Erfolg zu versprechen, als wir eines Tages plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt wurden, daß 6000 Zollbeamten die Ufer des Rheins verlassen hätten, um eine Linie von Düsseldorf bis Lübeck zu bilden und so das Land, wo die Waaren kürzlich eingeföhrt worden waren, zu umzingeln. Am Vorabend der Schlacht von Bagram hatte Napoleon mit jener Unermülichkeit, wodurch er den ganzen Umfang seines ungeheuren Reiches überwachte, und mit jener Erbitterung gegen die Engländer, womit er sie in Deutschland und auf allen Meeresküsten angriff, diesen Befehl gegeben, der alle unsere Maßregeln über den Haufen warf. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; es galt jetzt, die bedrohten Waaren, wenn es noch möglich war, in aller Eile zu retten.

Helgoland ist ein nackter, etwa 4 Meilen von der Mündung der Elbe entfernt im Meere gelegener Felsen, dessen Umfang $\frac{1}{4}$ Meile beträgt. Seine Ufer sind fast überall so schroff und steil, daß er kaum zu besteigen ist. In der That gelingt dieses nur auf der einen Seite, wo der Fels sich in ein Sandufer von einigen Klaftern Ausdehnung abplattet, und von wo aus man den Felsen auf einer in das Gestein eingehauenen Treppe besteigt. Diese kleine, von dreißig und einigen Fischerfamilien bewohnte Insel gehörte lange Zeit den Dänen, die sie jedoch in dem letzten Kriege den Engländern abtreten mußten, weil Letztere darin ein gutes Verbindungsmittel für ihren Handel mit der Küste Norddeutschlands erblickten. Als ich dort anlangte, war dieser bisher unbekannt Punkt der Erde seit einigen Wochen von einer zahllosen Menge Fahrzeuge umgeben und mit Waaren der verschiedensten Art überfüllt. Man würde dort Alles gefunden haben, außer Wohnung und Lebensmitteln. Denn es gab auf der ganzen Insel nur ein schlechtes Wirthshaus und zwei Betten, und Niemand hatte daran gedacht, die geringste Vorbereitung zur Aufnahme der schwimmenden Bevölkerung zu machen. Mit 30 Francs auf den Tag konnte man sich kaum das Nothwendigste beschaffen, wofür man in Paris 40 Sous gezahlt hätte. Ein Glück war es, daß die Gesellschaft sich unaufhörlich erneuerte, wodurch wenigstens der Ausbruch einer Krankheit verhindert wurde.

Die Hoffnung, mir ein Bett verschaffen zu können, hatte ich längst aufgegeben; so machte ich mich denn mit einigen anderen Unglücksgefährten auf den Weg nach dem Leuchtturm, mit der Absicht, dort die Nacht zuzubringen. Wir setzten uns auf unsere Schlafröcke und Mantelsäcke rings um den ungeheuren, blendenden Lichtslobus; der Himmel war hell, die Luft scharf und durchdringend; obwohl sehr gut bekleidet, hielt ich es doch in dieser Lage nicht länger aus, sondern kehrte nach dem Dorfe zurück, um noch einen Versuch zu wagen, ein anderes Nachtlager zu erobern. In der Wohnung meines Korrespondenten war noch Licht; ohne Zögern klopfte ich an die Hausthür, die auch alsbald

geöffnet wird. „Treten Sie ein“, sagte der Wirth des Hauses, der mich selbst willkommen hieß, „wir werden uns einrichten wissen.“ Seine Wohnung war nur klein, 6 Fuß lang und 8 Fuß breit; zwei Stühle, ein Tisch, zwei Koffer und ein kleiner gußeiserner Ofen schmückten das Zimmer. Er lud mich ein, mich zu wärmen, und nahm seine Korrespondenz wieder auf, wobei er sich einer kleinen mit Thran gefüllten Lampe bediente, deren Qualm den kleinen Raum sehr unbehaglich machte. Nach einiger Zeit stand er vom Tische auf und zog zwei Dielen aus der Wand, in der nun eine Vertiefung sichtbar wurde. „Dies ist mein Bett“ sagte er. „Bedienen sie sich desselben; ich werde mit meinem Kommiss zusammenschlafen.“ Nach einigem Zögern nahm ich das Anerbieten an. Das Bett, auf das ich mich ganz angekleidet warf, weil es sehr stockig und dunstig roch, bestand aus zwei Federmatrassen und einem Strohsack. Zu müde, um viel Reflexionen zu machen, schlief ich bald ein. Als ich aber am andern Morgen erwachte, fühlte ich eine solche Uebelkeit und ein so großes Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen, daß ich meinen Wirth einlud, mich zum Strande zu begleiten, um zu sehen, ob meine Sachen angekommen seien. „Ach, lieber Freund“, erwiderte er zu meinem nicht geringen Erstaunen, „mein Kommiss wird Sie begleiten; ich darf nicht ausgehen, denn es ist heute mein Fieberstag.“ — „Wie!“ rief ich aus; „Sie haben das Fieber?“ — „Leider! Schon seit Monaten kann ich es nicht los werden.“ Diese Worte machten mich zittern. Ich hatte die ganze Nacht in dem Bett eines Fieberkranken zugebracht. Schnell rannte ich zu dem Strande des Meeres, das mir nicht genug Wasser zu haben schien, um mich von dem Krankheitsstoss zu reinigen. Meine Furcht war jedoch, Gottlob, unnütz; ich kam auch diesmal mit dem bloßen Schreck davon.

Einige Stunden später machte ich alle nöthige Vorbereitungen zu einer Ueberfahrt nach Wangenroog, einer an der ostfriesischen Küste gelegenen, sandigen Insel. Die kleine Schaluppe spannte auch bald die Segel auf und stach in's Meer. Das Wetter war uns nicht günstig; wir hatten widrigen Wind, und das Meer war unruhig. Aber die Helgoländer sind anerkannt die besten Matrosen der Erde; auch ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Nichts kam der Schnelligkeit und Genauigkeit gleich, womit alle Manöver ausgeführt wurden. Es dauerte auch nicht lange, so langten wir in Wangenroog an, wo ich sogleich einen Führer nahm, der mich bei eintretender Ebbe auf's Festland geleiten sollte. Wir hatten einen schmalen Meeresarm zu überschreiten; aber das Wetter war ruhiger geworden, und das wenig tiefe Wasser erreichte selten unsere Kniee. So gefahrlos diese Dünen bei stillem Wetter erscheinen, so gefährlich werden sie, sobald der Wind ein wenig stärker weht. Es erheben sich dann ungeheure Wellen, zwischen denen das Wasser den Boden fast ganz frei läßt, so daß die sich bei solchem Wetter in diese Gegend wagenden Fahrzeuge in wenig Augenblicken zerschmettert werden. Man zeigte mir einen Ort, wo kurz vorher zwei Reisende, die, wie ich, den Liebergang gewagt hatten, mit fünf sie begleitenden Fischern umgekommen waren.

Eine Stunde vor Karolinensthl verließ mich mein Führer, nachdem er mir die Richtung, der ich zu folgen hätte, genau beschrieben hatte. Seinen Anweisungen folgend, trat ich in das erste Haus, das sich meinen Blicken darbot und dessen Besitzer mir jener als einen „braven Mann“ geschildert hatte. Ich fand einige kleine Kinder und eine Frau, von der ich etwas zu essen verlangte. In demselben Augenblick trat auch der Mann ein. „Bereite zwei Eierkuchen“, sagte er, „ich werde unterdessen einigen Wein kuchen.“ In der That brachte er eine halbe Flasche einer ziemlich trinkbaren Flüssigkeit, die ich nebst den beiden Eier-

kuchen mit großem Appetit verzehrte. Inzwischen fragte ich, ob nicht vielleicht eine Gelegenheit nach Aurich, einer 4 Stunden von Karolinensthl entfernten Stadt, ginge. — „Wir wollen sehen“, erwiderte er. „Wie viel bin ich schuldig für die beiden Omeletten?“ — „Zwei Louis.“ — „Wie? Zwei Louis? Das ist sehr theuer.“ — „Glauben Sie? Wohl, so erkundigen Sie sich beim Kommissär, ob es zu theuer ist.“ — „D, ich glaube Ihnen schon auf's Wort“, antwortete ich, großmüthig den Beutel ziehend. „Gut; ich sehe, daß Sie ein „braver Mann“ sind; ich werde Sie selber nach Aurich bringen. Verziehen Sie noch einen Augenblick, bis ich angespannt habe.“

Während seiner Abwesenheit, die nicht lange währte, hatte ich Zeit, an jene bekannte Anekdote Joseph's II. zu denken, dem man auf ähnliche Weise zwei Louis für zwei Eier abgefordert hatte; eine Vergeltung, die mir sehr schmeichelte, wenn ich mich auch nicht zu den berühmten, sondern nur zu den seltenen Passagieren zählte. Bald jedoch wurde ich in meinen Reflexionen durch den Knall einer Peitsche unterbrochen. und durch das Fenster blickend erblickte ich meinen Wirth, wie er eben beschäftigt war, ein hübsches junges Pferd vor einen offenen Bauernwagen zu spannen und auf dem Rücksitz ein Bünd Stroh und darüber ein gegerbtes Kuhfell zurechtzulegen. Nachdem er seine Arbeit vollbracht hatte, trat er wieder ein und forderte mich auf, meinen kleinen englischen Hut gegen einen groben Filzhut mit breiten Rändern, den er mir reichte, umzutauschen. Darauf warf er mir noch einen alten Mantel um und bat mich, den Wagen zu besteigen. Nachdem wir zuerst durch das ganze Dorf gefahren, ging es im scharfen Trabe ein paar Stunden über die Ebene fort. Bald hatten wir Zollbeamten, Kommissäre und Gendarmen hinter uns. Ich athmete seit langer Zeit etwas freier. Nach Sonnenuntergang erreichten wir Aurich; aber da ich hier Niemanden kannte, setzten wir unsere Reise weiter fort bis Emden, wo ich Korrespondenten hatte. Ich erwartete, in Rücksicht auf den Preis der Eierkuchen, für die vier Meilen, welche ich im Wagen zugebracht, 20 — 25 Louis zahlen zu müssen, die ich übrigens ohne Zögern und gern gegeben hätte, da es sich hier darum handelte, eine Linie der Zollbeamten zu passieren. Aber mein Führer mißbrauchte diesmal die Gelegenheit nicht, sondern forderte einen sehr mäßigen Preis.

So hatte ich also die Zollgränze glücklich überschritten. Nun kam es jedoch noch darauf an, meine Angelegenheiten mit der Polizei zu ordnen und vor allen Dingen ein Standquartier zu finden, von wo aus ich die Bewegung meiner Waaren beobachten konnte. Was den ersten Punkt betrifft, so verschaffte ich mir mittelst des allbekannten Zauberstabes, des Goldes, einen Paß unter falschem Namen, dessen ich mich von jetzt an immer für meine Korrespondenzen mit dem Inlande bediente. Einen zweiten brauchte ich für meine Geschäftsverbindungen mit England und einen dritten für die mit meinem Hause in Frankreich. Diese mit einigen speziellen Vorsichtsmaßregeln verbundenen Anordnungen mußten jede Nachforschung in Betreff meiner Person, wenn nicht unmöglich machen, so doch sehr erschweren.

Um meinen Aufenthalt in der Nähe der Küste nicht zu auffallend erscheinen zu lassen, hatte ich mir ein Geschäft gemacht, unter dessen sichtbarer Außenseite ich ungestört meine eigentlichen Zwecke verfolgen konnte; ich etablirte mich nämlich als umherreisender Uhrenhändler. Einer meiner Freunde aus Holland hatte mich mit einem Lager von Taschenuhren versehen, die ich nun dem ersten Besten, der mir begegnete, zum Verkauf anbot. So lebte ich unter dem Schatten meines Titels als Colporteur freier und sorgloser als irgend einer meiner Schicksalsgefährten, die nichts weniger als gesichert in ihrer Stellung waren. In Rück-

sicht auf den zweiten Punkt erkannte ich bald, daß ich mich darin getäuscht hatte, Emden für ein passendes Centrum meiner Operationen zu halten; weshalb ich mein Standquartier nach Meypen verlegte. Da man aber, nachdem die französischen Zollbeamten schon 14 Tage im Lande sich befanden, doch noch Nichts davon zu wissen, oder sich wenigstens nicht darum zu kümmern schien, so war ich gezwungen, die Zollgränze, die sie gebildet hatten, selbst zu untersuchen. Dadurch überzeugte ich mich, daß man mit ein wenig Thätigkeit und Umsicht in den verlorenen 14 Tagen Alles, was Ostfriesland an Waaren besaß, hätte ausräumen können. Jetzt war die Sache schon schwieriger, doch konnten sich die Zollbeamten noch keine hinlängliche Kenntniß des Landes erworben haben, um einen Versuch gefährlich zu machen. Ich wagte einen Transport über die Linie; er gelang, und nun folgten bald mehrere.

Während dreier Monate habe ich so das abenteuerlichste und bewegteste Leben geführt, das man sich nur denken kann. Denn ich wußte nicht nur die Ankunft der Waaren übernehmen und für ihre sichere Unterbringung Sorge tragen, sondern war auch genöthigt, unaufhörlich die Zollgränze zu studiren, um ihre schwachen oder schlecht bewachten Punkte herauszufinden und stets überall persönlich zugegen sein, um entweder mit gewaffneter Hand die Waarentransporte zu verteidigen oder die Unterhandlungen mit den Zollbeamten zu leiten, je nachdem das eine oder andere Mittel anzuwenden war. Im Grunde war unsere Operationsphäre nur klein. Zwar hatten wir keinen Mangel an Männern, die sich für unsere Angelegenheiten interessirten, weil sie dadurch Geld gewinnen konnten; aber die Furcht, sich bloßzustellen, lähmte ihren guten Willen. Später wurden sie jedoch williger, weil es augenscheinlich war, daß wir von den Lokalbehörden gegen den Kaiser beschützt wurden und selbst bis in die Familie desselben hinauf Freunde hatten. Denn der König von Westphalen, dessen Gebiet wir häufig zum Schauplatz unserer Operationen wählten, hatte es sehr ungenügend gesehen, daß sein älterer Bruder sein Land mit einer Linie von Zollwächtern durchzogen hatte, ohne ihn vorher davon in Kenntniß zu setzen. Er sandte deshalb zahlreiche Courier an Napoleon ab, der sich damals in Oesterreich befand, um sich über diese Rechtsverletzung zu beklagen, und während der ganzen Dauer dieser Korrespondenz zwischen den beiden Brüdern sahen sich die französischen Zollbeamten auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, da sie seitens der Lokalbehörden auf keine Weise unterstützt wurden. Diesen Zustand der Dinge benutzten wir so gut, daß wenige Nächte verfloßen, ohne daß nicht eine oder zwei Karavanes, aus 50 bis 200 Wagen bestehend, den Durchgang versuchten. Zwar wurden einige Hintenschüsse gewechselt, auch ging es selten ganz ohne Opfer von der einen oder anderen Seite ab, doch war die Anzahl der letzteren immer nur sehr gering. Auch zielten die „Zeisige“ — so nannten wir die Zollbeamten der grünen Farbe ihrer Uniform wegen — schlecht, häufig schossen sie nur aus bloßem Zeitvertreib, und nur zwei Mal wagten sie es, uns ernstlich anzugreifen.

(Fortsetzung folgt.)

* Zum frühen Tode einer braven Hausfrau
und guten Mutter.

Wie tief und unergründlich ist,
Gott, deines Rathes Schluß,
Daß unser Sinn ihn nicht ermüßt
Und glaubend schweigen muß!

Er züchtigt, die mit Treu' und Fleiß
Gethan nach deinem Wort,
Er führet aus dem stillen Kreis
Die treue Mutter fort.

Und doch ist Alles wohlgethan,
Was deine Weisheit thut! —
D'rum fasse dich, du armer Mann,
Und rüste dich mit Muth! —

Um Euch nur fühl' ich tiefes Weh',
Ihr Kinder, hülflos, arm,
Wenn ich euch so beisammen seh'
Und keinen Mutterarm: —

Auch ich stand einst am frühen Sarg,
So staunend, stumm, wie ihr;
Was die geschmückte Bahre barg,
War auch ein Räthsel mir.

Doch in des Lebens wildem Drang
Ach! hab' ich's bald erkannt,
Und „Mutter! Mutter!“ rief ich bang
Und rang im Schmerz die Hand. —

Gott gebe, daß ein mild' Geschick
Im Leben euch begrüßt,
Auf daß ihr nicht den Mutterblid
In Thränen suchen müßt.

Er möge euch ein Leitstern sein,
Der aus den Wolken bricht,
Und, was den Pflanzen Sonnenschein
Und, was den Blumen Licht. —

Doch du, o Mutter, schlumm're süß
In deinem stillen Schrein,
Dir mög' die Erd', des Schnees Blies
Ein sanftes Lager sein!

Und wird sich dann die Flur, der Wald
Mit Frühlingschmuck umzieh'n,
Wird auch um Kreuz und Hügel bald
Sich wölben junges Grün.

Die Blümchen aber, zart und schön,
Die aus dem Grab' ersteh'n,
Erzählen uns von Aufersteh'n,
Von Hoffnung, Wiederseh'n!

Karlruhe am 3. Februar 1847.

Aus der Zeit.

— Mannheim, 5. Febr. Der Dienst der kölnischen Dampfschiffe hat seit dem 1. d. M. wieder begonnen. Es fährt täglich Morgens 6 Uhr ein Schiff von Mannheim nach Köln in Einem Tage.

— Aus Rastatt meldet die Freiburger Zeitung ein Unglück, das neulich bei dem Festungsbau passiert sein soll. Ein Arbeiter

brachte den Kopf gerade unter eine Kage als diese herabfiel, und die eine Hälfte seines Kopfes gänzlich zerquetschte. Er war gleich todt.

— Berlin, 29. Jan. Je weniger die Aussichten auf Befreiung der Presse sich erheitern, desto auffallender muß es erscheinen, daß gerade bei akademischen Reden und zwar im Angesichte des Königs das freie Wort und die freie Meinungsäußerung auf eine Weise wie schwerlich sonst noch irgendwo sich aussprechen dürfen. Zu dieser Bemerkung berechtigt unbedingt die gestern von dem Professor Friedr. v. Raumer in öffentlicher Sitzung der Akademie der Wissenschaften zum Gedächtnisse Friedrichs des Großen, Angesichts des Königs und seines Oheims, des Prinzen Wilhelm gehaltene Rede. Hr. v. Raumer zeigte an dem bekannten Ausspruche Friedrichs des Großen, daß in seinen Staaten Jeder „auf seine Façon“ (Ueberzeugung) selig werden könne wie nur bei einer wahren, schrankenlosen Gewissens- und Culturfreiheit nicht nur das Wohl der Unterthanen, sondern auch der Friede und die Förderung der Kirche allein zu erreichen sei. Mit höchster Unumwundenheit sprach er gegen den Begriff einer „Landeskirche“, die, wenn sie mit allen ihren Consequenzen durchgeführt werden sollte, zu einem andern dreißigjährigen Kriege und zu den altfranzösischen Dragonaden leiten müsse. Er sprach gegen das Bestreben der Könige, welche ihre persönliche Ansicht zur Norm für ihre Unterthanen angeben möchten; er erinnerte daran, daß die spanischen Inquisitoren rechtgläubig genannt und die protestantischen Puritaner, welche Karl den Ersten von England auf das Schaffot gebracht, für heilig gehalten wurden. Er rühmte es dagegen gerade an Friedrich dem Großen, daß bei seiner Duldung auch die Orthodoxie in keiner Weise gekränkt wurde, der edle König seine persönlichen Ansichten Niemanden aufdrängen mochte und unter seiner Regierung tiefer Friede in der Kirche, ohne daß dieselbe abgestorben wäre, geherrscht hätte; obschon der König unbestreitbar die Macht gehabt habe, die der seinen entgegengesetzte religiöse Ansicht zu vernichten. Auch fand es der Redner dem Wesen der Religion angemessen, daß es König Friedrich II. nie eingefallen war, Synoden zu berufen, da dergleichen Theologenversammlungen niemals ein gedeihliches Ergebnis, vielmehr nichts als ärgerliche Zänkereien der Synodalen zur Folge gehabt hätten.

— Königsberg, 30. Jan. Dr. J. Jacoby ist freigesprochen und die Kosten der Untersuchung sind niedergeschlagen. Gegen den Freigesprochenen war die Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung auf Antrag des Justizministers eingeleitet.

— Der Stadtrath von Basel hat beschlossen, die Gasbeleuchtung nicht einzuführen, und zwar gestützt auf die folgende Erwägung: erstens weil diese Erfindung noch zu neu sei und man daher allfällige mit der Zeit eintretende Vervollkommnung derselben abwarten wolle; zweitens weil in Basel so viel gefahren werde, daß die Hähne und Röhren nicht hinlänglich könnten sicher gestellt werden. (!!!)

— Straßburg, 3. Febr. Gestern erfolgte eine plötzliche Einberufung aller beurlaubten Soldaten und Reservemannschaften. Der Kommandant der 5. Militärdivision ward durch telegraphische Depeche zu dieser Maßregel aufgefordert. Die zunehmende Theuerung der Lebensmittel, die zu gesetzwidrigen Ausritten aller Art in unserem Departement Anlaß gibt, ist der Grund dieser Verfügung des Kriegsministeriums. (M. J.)

— In Stockholm wurden am 20. Jan. zwei wichtige Verordnungen verkündigt: Abschaffung des Zunftzwanges und vollständige Freigebung des Handels- und Gewerbsbetriebs.

— Aus Buenos-Ayres erfährt man das furchtbare Schicksal des englischen Seeoffiziers Wardlaw am Bord eines dortigen Kreuzers. Durch eine falsche Flagge an das feindliche Schiff gelockt, bestieg er es ohne Argwohn. Kaum hatte er es betreten, als man ihm die Finger und die Ohren abschchnitt und ihn lebendig am schwachen Feuer briet. Diese teuflische Behandlung soll der englische Offizier dadurch verurteilt haben, daß er sich, angekommen auf dem feindlichen Schiffe, weigerte, seiner Mannschaft die Unterwerfung vorzuschlagen, — ja daß er im Gegentheil, sobald er bemerkte, daß er in eine Falle gegangen war, den Seinigen zumwinkte zu feuern! Zu viel Heldenmuth für solch einen erbärmlichen Krieg.

Verschiedenes.

— Dr. Morse's System der Cerographie. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 11. Januar wurde ein Bericht hierüber vorgelesen; vermittelt dieser Erfindung kann eine Karte so schnell und leicht, wie mit Feder und Dinte auf Papier, auf einen Grund so dünn und eben wie ein gewöhnlicher Weggrund von Kupfer gezeichnet werden, und in wenigen Stunden, vielleicht in wenigen Minuten erhält man dann eine zum Abdruck brauchbare Metallplatte, welche jeden Punkt, Buchstaben und Strich der Zeichnung unter der gewöhnlichen Druckerpresse so schnell wieder gibt, wie man einen Holzschnitt oder eine Zeitung abzieht. Mehrere von Dr. Morse entworfene Karten wurden auf die Tafel gelegt, und zeichneten sich durch Reinheit und Schönheit vor jedem Holzschnitt aus, namentlich die Zeichnung der Linien, welche Wasser repräsentiren, und die sich in Holz nur mit Mühe nachahmen lassen, werden auf eine Weise ausgeführt, die dem Kupferstich nur wenig nachgibt. Die Entdeckung wird in Amerika bereits in ausgedehnter Weise angewendet, indem man die Hülfsmittel zum Unterricht auf die möglichst wohlfeile Weise in die Hände der Leser bringt.

— Metallene Boote. Eine englische Zeitschrift, the Builder gibt die Nachricht, daß man jetzt eine Composition gefunden habe, welche die Vortheile von Kupfer und Eisen vereinige; man hat vorgeschlagen Boote daraus zu gießen. Amerikanische Blätter sprachen, wenn wir uns recht entsinnen, vor kurzem davon, daß man solche Boote, wenn sie alt und unbrauchbar würden, leicht wieder umgießen könne.)

* Sylbenrätthsel.

Die Erste steht durch Schmutz in üblem Rufe,
Und ist des Unäpht'schen derbes Bild;
Doch ohne Kopf wird es zum bunten Teppich,
Der deinen Blick mit Wohlgefallen füllt.

Die zweite Sylbe spricht von etwas Drittem,
Doch auch den Gegenwärtigen redet's an,
Und bildet mit der ersten eine Würze,
Die deinem Gaumen wenig schmeicheln kann.

Die Dritt', ein Nahrungsstoff, wird durch die ersten
Zum vielbeliebten Ganzen eingeweicht,
Das mit der todtten ersten traut' im Bunde
Ein lecker Mahl den meisten Essern beut.

A.